Der Volksfreund

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.

Zu beziehen durch die Verlagsabteilung des Deutschen Vereins, Lodz, Evangelische Str. 5.

Bezugspreis vierteljährlich 3 Mk. einschließlich der Postgebühr.

Anzeigenpreis: 50 Pf. die viergespaltene Kleinzeile.

Nr. 10. Sonntag, den 23. Februar 1919. 1. Jahrgang.

Abendlied.

Der Tag neigt sich zu Ende,
Es kommt die stille Nacht;
Nun ruht, ihr müden Hände,
Das Tagwerk ist vollbracht.

Du aber, Seele, ringe
Dich von der Erde los,
Und werde leicht und schwinge
Dich auf in Gottes Schoß.

Hinauf mit Glaubensflügeln!
Die Liebe fliegt voran,
Wo über dunklen Hügeln
Der Himmel aufgetan!

Julius Sturm.

Göttliches Erbarmen.

Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen auch vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen.
Jesaia 49,15.

„Wie grau seid Ihr geworden, seit ich Euch zuletzt sah," sprach ich zum Mürtenhofbauer. Er nickte mit dem Kopfe und drückte mir stumm die Hand. Dann begrüßte ich seine Frau und seinen ältesten Sohn. Sie freuten sich alle drei, mich wiederzusehen, allein ich merkte bald, daß ein Druck auf ihrem Hause lag. „Wie geht's denn Eurem Heinrich in der Stadt?" fragte ich im Verlauf des Gesprächs. Da aber sah mich der Bauer mit querem Blick an, stand auf und verließ finsteren Angesichts die Stube. Der Sohn jedoch sagte: „Nach dem Schuft braucht uns niemand zu fragen. Der gehört nicht mehr zum Haus. Es ist uns ganz einerlei, ob er lebendig oder tot ist." Die Bäuerin aber zuckte zusammen unter diesen harten Worten, dann legte sie das Haupt auf den Tisch und fing herzzerbrechend an zu weinen. Danach, als ich allein mit ihr war, erfuhr ich die Geschichte des verlorenen Sohnes. Schulden, Schimpf und Schande hatte er über die Seinen gebracht. Alle elterliche Geduld und Langmut war bei seinem grenzenlosen Leichtsinn umsonst gewesen. Da hatte der Vater zuletzt die Hand von ihm abgezogen und ihm verboten, je wieder die Schwelle des Elternhauses zu betreten. „Für den Vater ist er gar nicht mehr da," klagte die Frau. „Keins darf auch nur seinen Namen nennen. Ich aber kann ihn nicht vergessen, er ist doch mein Kind. Ich habe ihn unter dem Herzen getragen und mit Schmerzen geboren. Ich habe ihn an meiner Brust genährt. An meiner Hand hat er gehen gelernt; in der Lade habe ich noch seine ersten Schuhe. Ich kann nicht aufhören über ihn zu weinen und für ihn zu beten. Wo er auch ist, meine Gedanken sind bei ihm, und die Hoffnung gebe ich nicht auf, daß er noch ein ordentlicher Mensch wird." O goldnes Mutterherz! „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen," spricht der Herr. — Vernimm, o Menschenkind, dies hohe Lied von der Liebe deines Gottes. Seine Liebe ist ein Born, der nicht versiegt, eine Sonne, die nie untergeht. Überdenke dein Leben bis hierher. Wie hat Gott dich wunderbar geführt! Täglich ist er mit dir gewesen, hat dich genährt und gekleidet, hat dich behütet und bewahrt, dir in Trübsal und Not durchgeholfen. Sein gnadenreicher Zuspruch aus dem ewigen Worte war dir immer nahe. Und ob du auch durch deine Unarten ihn erzürnt und durch deine Undankbarkeit ihn gekränkt hast, doch hat er nicht aufgehört, dich zu segnen an Leib und Seele.

Ja, selbst wenn du dich ganz von ihm gewandt hättest und hättest seine Zucht verachtet, seine Liebe mit Füßen getreten, ihm Schimpf und Schande bereitet, doch hört Gott nicht auf mit Lieben und Vergeben. Noch immer ist sein Angesicht dir zugewandt, und sind seine Arme offen, dich zu empfangen. Und ob du Mütter sahest, die ihrer Kinder vergaßen, so will doch Gott deiner nie vergessen. Ja, was ist das Herz einer Mutter so arm, gegenüber dem Herzen Gottes, der uns gesucht hat mit dem Blut seines eingeborenen Sohnes! Alle Menschenworte sind zu schwach, alle Gleichnisse und Bilder zu matt und farblos, diese Liebe zu malen. Aber erfahren kannst du, o Menschenherz, das große Glück dieser Liebe, wenn du ihr dich hingibst. Warum willst du die Türe nicht auftun? E. G.

Scheinfriede in der evangelisch-lutherischen Kirche Polens?

Ein notwendiger Rückblick anläßlich der bevorstehenden Pastorwahl in der St.-Johannisgemeinde zu Lodz.

Der „Lodzer Freien Presse" ging folgende Zuschrift zu:

Gelegentliche Äußerungen an kirchlichen Dingen interessierter Persönlichkeiten und Zeitungsaufsätze deuten darauf hin, daß der kaum geschlossene Riß innerhalb der ev.-luth. Kirche Polens sich wieder auftun will.

Um auch denen die Sachlage verständlich zu machen, die während der letzten Jahre fern von der Heimat weilten, nun aber zurückgekehrt sind in den Kreis der deutschen Gesellschaft von Lodz, sei ein kurzer Rückblick auf die Vorgänge im kirchlichen Leben während der Kriegszeit getan.

Seit langem stehen sich zwei Parteien gegenüber: auf der einen Seite die Minderheit der Glaubensgenossen, die ein nationales Aufgehen aller einheimischen Deutschen im Polentum für natürlich und notwendig hält, auf der anderen Seite die Mehrheit der Glaubensgenossen, die an der deutschen Art und Muttersprache festhalten will. Die erste Partei — zu ihr gehört der große Teil der Pastorenschaft — glaubt, daß die evangelische Kirche in Polen unter der Voraussetzung einer stärkeren Betonung der Landessprache und Landessitte als Missionskirche eine Zukunft hat. Die zweite Partei hat diesen Glauben nicht, sie fürchtet vielmehr, daß durch die nationale Assimilation auch die Überläuferei der Evangelischen zur katholischen Kirche gefördert wird. Sie verweist dabei auf die besonders unter den Assimilanten zahlreich vorkommenden Mischehen, die einen wesentlichen Teil der aus solchen Ehen hervorgehenden Kinder der katholischen Kirche überantworten.

Es sei nochmals ausdrücklich betont, diese gegensätzlichen Auffassungen waren **bereits vor dem Kriege** lebendig. Aufsätze und Berichte, die in Petersburger, baltischen und Lodzer Blättern veröffentlicht wurden, legen dafür Zeugnis ab. Auch in den Kreisen der evangelischen Glaubensgenossen auf dem Lande wurde schon in früheren Zeiten darüber geklagt, daß

manche Pastoren in ihrem Hause und in ihrem Verkehr die Muttersprache der ihrem seelsorgerlichem Schutze Befohlenen vernachlässigen.

Der Krieg, der bei allen Völkern, und auch bei den inmitten anderer Völker lebenden Minderheiten, das Stammesbewußtsein gestärkt hat — bei den Tschechen in Österreich sowohl wie bei den Rumänen in Ungarn, bei den Polen in Preußen sowohl wie bei den Deutschen in Polen —, hat diese bereits vorhandenen Empfindungs- und Anschauungsgegensätze natürlich vertieft. Die Muttersprache, die vordem vielen aus Gewohnheit lieb war, wurde ihnen bewußtermaßen heilig und unantastbar; noch weniger als früher verstanden die am Alten und Hergebrachten treu Hängenden die in anderer Richtung laufende Entwicklung der Mehrheit ihrer geistlichen Führer und der hinter ihr stehenden Minderheit. Die letzteren wiederum erblickten in dem Erwachen dieses Stammesbewußtseins eine Gefahr für die friedliche Entwicklung der Kirche. Bestärkt wurde diese Befürchtung dadurch, daß nach der vollzogenen Befreiung des Landes die deutschen Verwaltungsbehörden — ebenso wie früher die russische Regierung — einen weltlichen Beamten zum Präsidenten des Konsistoriums machte, andere reichsdeutsche Mitarbeiter ins Konsistorium eingliederte und zu Verwesern zahlreicher verwaister Gemeinden reichsdeutsche Pfarrer z. T. sogar Militärpfarrer berief. So sehr insbesondere die letzteren mit Eifer und Liebe ihre Pflicht erfüllten, es wuchs in einheimischen Pastoren- und sonstigen kirchlichen Kreisen doch die Ansicht, daß diese geistige und seelsorgerliche Macht der Reichsdeutschen ein Übergewicht erlangen könne. Verschärft wurde die Situation, als einheimische Glaubensgenossen, und zwar nicht nur Lodzer Deutsche, sondern Glaubensgenossen aus dem ganzen Lande, die Zeit für gekommen erachteten, zum Ausdruck zu bringen, daß die große deutschsprechende Mehrheit innerhalb der evangelischen Kirche ihre deutsche Muttersprache auch in Zukunft erhalten wissen will. Von jenem Zeitpunkt an datieren die Äußerungen, daß „Lodzer Agitatoren" die evangelische Kirche Polens an Berlin, an die Unierten verkaufen wollen, Äußerungen, die der Erregung und Furcht entsprangen, in denen aber nicht ein Fünkchen von Wahrheit steckt. Ebenso wie die einheimischen offiziellen Vertreter der Kirche wollten auch die Wortführer der deutschen Mehrheit den Charakter der evangelischen Kirche Polens als selbständige Landeskirche erhalten.

Immerhin, daß Mißverstehen wuchs, der Abgrund zwischen den beiden Richtungen vertiefte sich u. zw. in besonderem Maße, als die deutschsprechende Mehrheit die Forderungen nach einer Zweidrittel-Laienmehrheit auf den Synoden, nach der deutschen Verhandlungs- und Geschäftssprache, nach der Verlegung des Konsistoriums nach Lodz usw. aufstellte. Es ist bekannt und leicht nachzulesen, zu welchem Ergebnis die Synode im Herbst 1917 führte. Hier sei nur kurz erwähnt, daß der größere Teil der Pastoren die Synode verließ und die zurückgebliebene Mehrheit der Laienvertreter die eben erwähnten Forderungen annahm. Nicht ebenso allgemein bekannt ist, daß es die Pastorenschaft war, welche zuerst und mit Nachdruck, auch im Namen der 30 000 evangelischen Glaubensgenossen polnischer Zunge, verlangt hatte, daß die Vorarbeiten für die Schaffung einer neuen Kirchenverfassung unverzüglich aufgenommen werden. Nach der verunglückten Synode von 1917 wurde es gerade von kirchlicher Seite so dargestellt, als ob die Pastorenschaft die Beratung der kirchlichen Verfassungsfrage als nicht brennend erachtet hätte.

Später kam es bei Kommissionsberatungen in Warschau, an denen im Beisein des heimgekehrten Generalsuperintendenten Vertreter beider Richtungen teilnahmen, zu einer Einigung. Beide Parteien, des langen und teilweise unschön verlaufenen Kampfes müde, zeigten sich zu Kompromissen geneigt, der Verfassungsentwurf wurde angenommen. Die Anhänger beider Richtungen atmeten auf, stillschweigend wurde ein Burgfriede geschlossen. Eine Spaltung der Kirche war glücklich vermieden. Der gemeinsame Entwurf sollte den staatlichen Behörden vorgelegt und durch das Konsistorium und den Generalsuperintendenten vertreten werden. So lagen die Dinge bis zum November 1918, der den politischen Umschwung brachte. Andere wichtige Fragen traten in den Vordergrund. Heute noch ist die alte Kirchenverfassung in Kraft. Was aus dem damaligen Verfassungsentwurf werden wird, ist noch unbekannt.

So weit der notwendige Rückblick. Nun zur gegenwärtigen Lage.

Es sind Bestrebungen wahrnehmbar, die dahinzielen, die Zweidrittel-Laienmehrheit abzuweisen. Das Konsistorium hat bekannt gegeben, daß die schriftliche Verkehrssprache des Konsistoriums die polnische ist. In Zeitungsaufsätzen wird die deutschsprechende Mehrheit wegen ihrer früheren Haltung angegriffen, es kehren Äußerungen immer wieder, in denen behauptet wird, es sei ein Anschlag gegen die evangelische Kirche verübt worden, sie habe in großer Gefahr geschwebt, die nun glücklich behoben sei u. a. m.

Noch andere unliebsame Dinge ereignen sich. In der Lodzer Johannisgemeinde, in der es fast ausschließlich deutschsprechende Glaubensgenossen gibt, wollte man bei der bevorstehenden Pastorwahl verhindern, daß ein in Lodz ansässiger beliebter und hervorragender tüchtiger Pastor, der allerdings seinerzeit mit der deutschsprechenden Mehrheit ging, auf die Kandidatenliste kommt. Ein Geistlicher von außerhalb, gegen dessen Person im übrigen niemand etwas einwenden kann, ist vor dem ortsansässigen Pastor zur Probepredigt zugelassen. Eine Welle neuer Unruhe geht infolgedessen durch die deutschen Kreise von Lodz.

War der endlich erreichte Friede ein Scheinfriede, der nun dahingeht? Soll der Gegensatz zwischen beiden Richtungen aufs neue vertieft werden? Ist man der Meinung, daß in dieser Zeit, in der alles nach Demokratie und Mitbestimmungsrecht schreit, diejenigen ohne Anhang bleiben werden, die, gezwungen durch die Haltung der andern, die Massen aufrufen werden, dem Bevormundungssystem von oben, dem System der Unfreiheit den Machtwillen von unten entgegenzusetzen!

Wer es ernst meint mit dem wahren Wohl der Kirche, der wird zu verhüten suchen, daß ein neuer Streit anhebt, der wird sich im Gegenteil bemühen, durch Gerechtigkeit und Toleranz — nicht Wortgerechtigkeit und Worttoleranz! — das Zusammengehen beider Richtungen zu fördern. Denn im gegenwärtigen Moment können bei ausbrechenden Streitigkeiten nur die Elemente gewinnen, die in Rußland und Deutschland es in diesen Jahren gelernt haben, wie man der Kirche den Rücken wendet und ihr Seelen abfängt. Diese „neuen Agitatoren", deren Zahl nicht gering ist, warten darauf, die durch falsche und ungerechte Maßnahmen Erbitterten mit offenen Armen aufzunehmen.

* * *

Ein von vielen Gemeindemitgliedern unterzeichneter Protest gegen die Nichtaufnahme des Lodzer Pastors in die vom Kirchenkollegium aufgestellte Kandidatenliste, ist an das Konsistorium gegangen. Wie uns mitgeteilt wird, hat nun das Konsistorium entschieden, daß auch der vom Kirchenkollegium abgelehnte Lodzer Pastor seine Probepredigten hält.

Züge aus dem Leben Pfarrer Oberlins.

Das Steintal war ehedem der Sitz der größten Roheit gewesen, die sich insbesondere auch in der Unduldsamkeit seiner Bewohner gegen Andersgläubige äußerte. Eines Morgens vernahm Oberlin von seinem Studierzimmer aus einen gewaltigen Lärm im Dorfe. Er blickte auf die Straße und gewahrte dort einen Fremden, hinter dem fast der ganze Ort, alt und jung, einherstürmte. „Was gibt es?" fragte er, auf die Straße eilend. Ein Jude! Ein Jude! schrie alles wirr durcheinander. Nur mit Mühe vermag der Pfarrherr Ruhe zu schaffen und zeigt den Unduldsamen, daß sie sich des Christennamens unwürdig machen. Denn wenn diesem armen Manne der Name eines Christen fehle, so mangle ihnen der Geist des Christen. Jetzt nimmt er den Warenballen des Fremden auf die Schulter und führt diesen bei der Hand in das Pfarrhaus, während sich die fanatische Menge beschämt zerstreute.

Ein anderes Mal war im nahen Vogesengebirge ein Israelit ermordet worden. Oberlin sandte mehrere Jahre hindurch dessen Witwe jährlich 50 Franken zu. Die Frau, darüber erstaunt, ließ ihn fragen, was ihn dazu bewege. Er ließ ihr sagen, im Alten Testament suche man den durch einen Mord auf einen Ort geladenen Fluch durch Opfer zu sühnen, er aber gebe statt eines Opfers für seine Pfarrei, wo der Mord begangen worden, seine Gabe der dürftigen Witwe. Wie diesen Zug von Oberlins Duldsamkeit dessen Freund, Daniel Legrand, erzählt hat, so auch den folgenden, der einen Hausierjuden betrifft. Dieser hatte seit Jahren das Steintal besucht und seine Waren vielfach auf Borg verkauft. Er starb und hinterließ seine Frau in großer Armut. Kaum erfuhr dies Oberlin, als er von der Witwe die Liste der Schuldner fordern ließ. Nun besorgte er bei seinen Pfarrkindern die Einkassierung der Ausstände und zahlte für die, die ihre Schuld nicht sofort zu bereinigen vermochten.

Im Jahre 1821 besuchte ihn ein katholischer Edelmann. Bei dem sich ergebenden Religionsgespräch sagte der Pfarrer zu ihm: „Sind Sie ein Christ, mein Freund, glauben Sie an das Verderben der Menschennatur, an die Notwendigkeit der Reue und Umkehr zu Gott und daß wir nur durch seinen im Gebet erflehten Beistand besser werden können, so sind wir von einer Religion. Lasset uns nur alle unverrückt den Fußtapfen unseres Herrn Jesu nachfolgen!

Ein protestantischer Einwohner von Waldbach hatte eine Katholikin von nahen Schirmeck geheiratet und das Versprechen katholischer Kindererziehung abgegeben. Als hernach dieses Paar sein erstes Kind zur Taufe nach Schirmeck bringen wollte, da wurde ihm berichtet, etliche Männer wollten den Eheleuten unterwegs auflauern und sie durchprügeln. In ihrer Angst wandten sich die Leute an Oberlin, der sich denn sofort erbot, sie zu begleiten. An der Waldkrümmung angelangt, wo der Überfall erfolgen sollte, warf sich Oberlin auf seine Knie, breitete seine Hände über den Eltern aus und betete: „Großer Gott, du siehst das Verbrechen, das jetzt wacht und brütet. Wende ab die Gefahr, oder verleihe deinen Kindern Kraft sie zu besiegen!" Indes stürzten unter wilden Drohungen mehrere Männer aus dem Walde hervor, stutzten jedoch, da sie ihren Pfarrer als Geleitsmann der Taufgesellschaft erblickten. Jetzt nimmt er das Kind auf seine Arme und ruft ihnen zu:

„Hier ist es, dies Kind, das die Ruhe eures Lebens stört!" Beschämt gestehen die Männer ihr Unrecht ein, und der Taufzug setzt, voll Dank gegen Gott und dessen Diener, froh seinen Weg fort, während Oberlin mit den Männern, die er vor dem Bösen bewahrt hat, friedlich nach Waldbach zurückkehrte. „Kinder," redete er sie beim Abschied an, „gedenket dieses Tages, wenn ihr wollt, daß ich ihn vergessen soll!"

Vom evangelisch-augsburgischen Konsistorium

Der „Monitor Polski" brachte die Nachricht, daß der Chef des Staates Herrn Jakob Glas zum Präsidenten des evangelisch-augsburgischen Konsistoriums in Warschau ernannte.

Das Testament des Oheims.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Worten ließ der Amtsrat den Geistlichen ein geheimes Fach seines Schreibtisches aufziehen und demselben eine verschnürte Mappe entnehmen. Auf diese wies er hin und fuhr fort: „Was die verschiedenen Gegenstände betrifft, womit mein Haus ausgestattet ist, so habe ich ein Verzeichnis aufgestellt, das ausweist, in welcher Weise sie nach meinem Hintritt unter meine Verwandten und Freunde verteilt werden sollen. Den langjährigen Dienstboten, deren Treue ich erprobt habe, sind nach ihren Dienstjahren Legate ausgesetzt, damit sie in den Tagen ihres Alters vor Mangel und Sorge geschützt seien. Ein kleines Kapital bestimme ich für die Kirche in Hartmannsleben, damit mein und meiner Gattin Grabstätten instand gehalten und gepflegt werden können. Was von den Zinsen übrig bleibt, sollen nach dem Ermessen des jedesmaligen Pfarrers die Armen der Gemeinde erhalten. Für meinen Neffen Felix setze ich, falls er einmal wiederkehren sollte, eine kleine Summe aus, damit er sich nicht als völlig enterbt ansieht, obwohl er es verdient hat, daß ich ihn von jedem Vorteil ausschlösse. Vielleicht kommt er durch Gottes Gnade doch noch einmal zur Besinnung, so daß dieses Geld ihm dann nützlich sein wird. Die Hauptmasse meines Vermögens aber will ich, mein teurer Freund, in ihre bewährten Hände legen, da ich dann die Gewißheit habe, daß davon die beste Anwendung gemacht wird. Sie kennen durch unsere langjährige Freundschaft meine Art und meinen Willen. Helfen Sie mit diesen Geldmitteln überall da, wo es ihnen gut und angebracht erscheint. Ich hätte aus meinem Vermögen auch eine Stiftung errichten können, aber es sind mir die großen Schwierigkeiten bekannt, die gerade bei solchem Verfahren zuweilen von seiten der Behörden gemacht werden, so daß ich besorge, daß jemand eine derartige Verfügung umstoßen möchte. Mein Vermögen aber in ihren Händen zu wissen, ist mir ein besonders lieber Gedanke, weil ich auf diese Weise die sicherste Gewähr habe, daß mein Wille zur Ausführung gelangt. Sobald ich mich erholt habe, werde ich in einem Schriftstück diese meine Willensmeinung niederlegen und in dem ihnen bekannten Geheimfach aufbewahren. Wenn die Zeit da ist, mögen Sie die Öffnung meines Testaments beantragen."

Mit tiefer Bewegung hatte der Geistliche die Worte des kranken Freundes vernommen. Das darin ausgesprochene Vertrauen ehrte ihn, wenn er auch bei der Aussicht, den würdigen Freund zu verlieren, großen Schmerz empfand. In dankbaren Worten brachte er seine Meinung zum Ausdruck und fügte den herzlichen Wunsch hinzu, daß Gottes Gnade den Zeitpunkt der Trennung noch lange hinausschieben möge. Zu des Pfarrers Freude ging dieses Wort in Erfüllung; denn nach etwa vierzehn Tagen verließ Bendemann wieder sein Krankenlager, und nach weiteren zwei Wochen konnte man ihn mit erneuter Kraft in seinem Berufe schaffen sehen. Der Tod war noch einmal an seiner Tür vorübergegangen.

Etwa drei Jahre verflossen, als Bendemann abermals erkrankte. Diesmal hielt das Fieber länger an und spottete der vom Arzte angeordneten Mittel. Die Krankheit zehrte seine Kräfte sichtlich auf. Wohl wurde alle erdenkliche Hilfe herbeigeholt; aber es blieb alles vergebens. Eine Woche reihte sich an die andere, ohne daß Hoffnung auf Besserung aufleuchtete. Zum Glück hatte Bendemann sich im Laufe der Jahre zuverlässige Leute herangezogen, so daß die Arbeit auf dem Gutshofe auch ohne den Leiter weiter ging. Alle Tage erschien Pastor Wesenberg im Krankenzimmer, um nach dem Befinden des Freundes sich zu erkundigen und sich mit ihm zu unterreden. Herzhaft sprach er ihm Mut und Trost zu. Es wurde ihm schwer zu erkennen, daß Gott mit dem teuren Manne andere Wege vorhatte, als ihn zur Genesung zu führen.

Als er eines Morgens wiederkam, hatte die Post einen Brief gebracht, dessen Adresse die Handschrift von Felix Bendemann zeigte. Der Poststempel wies den Namen „Christiania" auf. Also bis in die Hauptstadt von Norwegen war der Ausbund verschlagen worden!

Der Kranke reichte dem Besucher den Brief und bat um Verlesung. Der Neffe schrieb folgendermaßen:

Hochverehrter, teurer Oheim!

Verzeihe mir die Kühnheit, das ich an Dich zu schreiben wage, nachdem ich mich durch mein Verhalten Deiner Güte und Fürsorge unwert erzeigt habe. Mit tiefer Reue gedenke ich meines schweren Unrechtes, welches ich beging, indem ich Deine Ermahnungen und Warnungen leichtsinnig in den Wind schlug. Von ganzem Herzen erkenne ich, wie treu Du es allezeit mit mir gemeint hast. In der Folgezeit mußte ich durch schwere Erfahrungen gehen, die mich erkennen ließen, was ich durch meinen Leichtsinn verscherzt hatte.

Nachdem ich Dein gastfreies Haus verlassen hatte, fiel es mir anfangs schwer, an irgendeiner Stelle pflichtbewußt auszuhalten. Da ich nichts Rechtes gelernt hatte, mutete man mir die geringsten Dienste zu, bis ich nach Hamburg gelangte, wo meine Lage sich besserte. Von da aus fand ich durch Empfehlung bei einem norwegischen Geschäftsherrn einen Posten, der, wenn er auch gering besoldet ist, mir doch das tägliche Brot gibt. Hier habe ich bereits zwei Jahre ausgehalten; daraus magst Du den ernstlichen Willen meiner Besserung erkennen. Ich würde auch noch weiter aushalten, wenn nicht die Sehnsucht nach der Heimat mich gepackt hätte, verbunden mit dem aufrichtigen Verlangen, Deiner Verzeihung teilhaftig zu werden. Zudem ist die Nachricht von deiner Erkrankung zu mir gelangt, die diesem Wunsche einen besonderen Antrieb gibt, da ich mir denken kann, das Du in dieser Zeit besonders treuer Hilfe bedarfst. Gewähre mir die Gunst, Dir mit einem neuen Anfang meine Kräfte zu weihen. Ich darf Dich versichern, daß du nunmehr Dein Vertrauen an keinen Unwürdigen verschwenden wirst. So gib mir denn die Erlaubnis zu meiner Rückkehr und die Zusage, daß Du mein Anerbieten nicht verschmähst.

Mit dem Gelöbnis meiner treuen Ergebenheit und dem Versprechen, Dein Vertrauen mir wieder zu verdienen, bin ich Dein dankbarer Neffe

Felix Bendemann.

Der Kranke fragte den Pastor um seine Meinung, ob er das Ansinnen annehmen oder dem Neffen eine Absage schicken solle. Da dieser sah, daß der Kranke durch seine Lage beeinflußt die Austilgung des betrübenden Risses herzlich wünschte, wagte er keine Einwendungen, zumal er besorgen mußte, daß Felix später, wenn er den Sachverhalt erfuhr, dem Pastor den Vorwurf der Eigennützigkeit machen konnte. Darum bemühte er sich, zu glauben, daß der Vorsatz der Besserung bei dem jungen Manne aus redlichem Herzen gefaßt worden war, und im stillen betete er zu Gott, daß er es fügen wolle, daß auch hier die Geschichte des verlorenen Sohnes sich wiederhole.

(Schluß folgt.)

Wochenschau.

Lodz dürfte aus Anlaß der heutigen Stadtverordnetenwahlen wieder ein so reges Bild öffentlichen Lebens zeigen, wie es aus den verflossenen Landtagswahlen her bekannt ist. Alle Bevölkerungsschichten unserer Stadt trafen für diese Wahlen umfassende Vorbereitungen, sei es durch Wahlversammlungen oder persönliche Agitation, und woran unsere deutsche Gesellschaft einen nicht geringen Anteil nahm. Die Deutsche Volkspartei arbeitet in Gemeinschaft mit der „Vereinigung deutschsprechender körperlicher und geistiger Arbeiter", deren Kandidatenliste die Nr. 3 trägt und in ihrer Zusammenstellung folgende Namen aufweist: Adolf Müller, Alfred Otto, August Utta, August Gerhard, Emil Follak, Heinrich Kropf, Adolf Schnell, Reinhold Krause, Friedrich Groß, Friedrich Bäumler, Klara Felde, Adolf Frede, Olga Bauer, August Kleber, Alfred Frenzel, Alexis Zirkler. — Die „Deutsch-polnische demokratische Partei" hat eine Kandidatenliste von 21 Personen aufgestellt.

Am 14. Februar fand in Warschau die zweite Sitzung des polnischen Landtages statt; als deren wichtigstes Ergebnis kann die Wahl eines Seniorenkonvents bezeichnet werden, der aus Vertretern derjenigen Gruppen gebildet wurde, die mehr als zwölf Abgeordnete vertreten haben. Die Juden legten gegen diesen Beschluß Protest ein, da sie nur über 8 Mandate verfügen, folglich von der Mitwirkung im Konvent ausgeschlossen sind. Zum Marschall des Landtages wurde nach zweimaliger Stimmabgabe Abgeordneter Trombczynski gewählt. Da der bisherige Landeschef Pilsudski seinen Rücktritt bereits angekündigt hat, erwächst dem gewählten Nationalkonvent als erstes die Aufgabe, sich mit der Frage einer Nachfolge in der Reichsleitung zu befassen.

Die Angelegenheit der deutsch-polnischen Grenzstreitigkeiten ist bei Erneuerung des Waffenstillstandes zwischen den Alliierten und Deutschland gewürdigt worden, wobei verlangt wird, daß die deutschen Truppen eine gewisse, näher vorgeschriebene Grenzlinie nicht überschreiten dürften. Bei dieser Abgrenzung bleiben Ost- und Oberschlesien in deutscher Hand. Die Entente gibt zu, daß es bei

Abgrenzung des polnischen Staates große Schwierigkeiten zu überwinden gelte, deren Lösung eine Aufgabe der Friedenskonferenz sein werde. Auch die Tschechen erneuern trotz wiederholter Verweise seitens der Alliierten ihre Angriffe und sind gegenwärtig mit großer Truppenmacht im Anmarsch auf Gorlice. Aus Litauen kommt die Nachricht, daß die Deutschen Bialystok, Grodno, Brest-Litowsk und mehrere andere Städte räumen und sie den Polen überlassen.

Die Regierung der Deutschen Republik ist jetzt perfekt. Ihr erster Präsident ist Friedrich Ebert. Das Ministerkabinett weist folgenden Bestand auf: Präsident ist Scheidemann (Soz.), Vizepräsident und Finanzminister Schiffer (Dem.), Leiter des Auswärtigen Amtes Graf Brockdorff-Rantzau, Inneres Preuß (Dem.), Reichswirtschaft Wissel, Arbeitsminister Bauer, Ernährungsamt Robert Schmidt, Justiz Landsberg (Soz.), Landesverteidigung Noske (Soz.), Kolonien Bell (Zentr.), Post und Telegraphen Gisbert, Abrüstung Koeth, Minister ohne Portefeuille: Dr. David, Erzberger und Gottheim. Nach seiner Wahl hielt Präsident Ebert eine Rede, in welcher der neue Zeitgeist zum Ausdruck kommt. Redner gelobte, sein Amt gerecht und unparteiisch ausfüllen zu wollen, stets nur im Interesse des ganzen deutschen Volkes zu handeln, dabei aber auch nie seine Herkunft aus dem Arbeiterstande zu verleugnen. — Des neuen Reiches Aufgabe sei, nach der höchsten menschlichen Gerechtigkeit zu streben. Freiheit und Recht lassen sich aber nur in fester staatlicher Ordnung gestalten, deren Wiederherstellung das erste Gebot aller Freiheitliebenden sei. Jede Gewaltherrschaft, von wem sie auch komme, werden wir bekämpfen bis zum Äußersten, — sagte Ebert, nur auf das freie Selbstbestimmungsrecht wollen wir unseren Staat gründen nach innen und nach außen. Daß die Freiheit nicht Bettelfreiheit, sondern Kulturfreiheit werde, das sei das Ziel, dem wir zustreben. — Die ganze Nationalversammlung nahm die Rede des ersten deutschen Präsidenten mit großem Beifall auf. — Der gleiche Geist der Entschlossenheit wehte aus einer Rede Scheidemanns, die er in der deutschen Nationalversammlung hielt. Sein politisches Programm enthält bezüglich der deutschen Außenpolitik folgende Punkte: 1. Herbeiführung sofortigen Friedenschlusses, Festhalten an den Grundsätzen des Präsidenten der Vereinigten Staaten unter Ablehnung jeden Gewaltfriedens; 2. Wiederherstellung eines deutschen Kolonialgebietes; 3. Sofortige Rückgabe der deutschen Kriegsgefangenen; 4. Gleichberechtigte Beteiligung am Völkerbund, gleichzeitige und gegenseitige Abrüstung, obligatorische Schiedsgerichte zur Vermeidung der Kriege, Abschaffung der Geheimdiplomatie. Hier schloß sich ein umfangreiches innerpolitisches Programm auf sozialwirtschaftlicher Grundlage an.

In Angelegenheit der von den Alliierten noch zurückgehaltenen 300 000 deutschen Kriegsgefangenen erließ ein deutscher Volksbund an alle Völker der Welt einen Hilferuf, der die Gefangenschaft nach Kriegsende als Ungerechtigkeit und Sklaverei brandmarkt. — In Berlin ist der russische Bolschewistenführer Radek, der unter verschiedener Verkleidung sein Propagandawesen in Deutschland trieb, mit mehreren seiner Genossen endlich verhaftet worden.

Das Übermaß französischer Forderungen hat es auf der Friedenskonferenz bis zu einer recht kritischen Situation unter den Verbündeten gebracht. Wilson sah sich besonders zu einer scharfen Rüge an die französische Presse veranlaßt, die nichts weniger als eine vollständige Abwürgung der deutschen Industrie verlangt; hierdurch würde es Deutschland begreiflicherweise unmöglich gemacht werden, ihren Verpflichtungen gegen die Koalition nachzukommen. Frankreich wird infolge seiner finanziellen Abhängigkeit von den Bundesgenossen auch hier nachgeben müssen. — Zur Frage der Freiheit der Meere hat Präsident Wilson für die Friedenskonferenz unter anderen folgende Bedingung formuliert: „Keine Nation soll eine so große Flotte besitzen, daß sie imstande wäre, die Kontrolle über die Meere allein auszuüben." — Der Präsident hat sich jetzt auf den Zeitraum einer Woche nach den Vereinigten Staaten zurückbegeben. —nn.

Des Schafes Unsterblichkeit.

Von H. Sienkiewicz.

Zum Bock der Wolf sprach: „Bruder Bock!
Mich dauerst du im schäb'gen Rock,
Den warmen Pelz wohl gönn' ich dir,
Darin ich selbst im Frost nicht frier'.

Erwürg', zermalm', verschluck', verdau'
Ich dich mit Haar und Haut genau,
Du wanderst in mein Mark und Bein,
Lebst ewig in den Kindern mein.

Verantwortlicher Herausgeber und Sch[illegible] Gustav Ew[illegible] . Dr[illegible] Smolarski, Petrikauer Str. Nr. 44.